

# Kulturlandschaftswandel

## Gleitende Entwicklung oder Innovationsschub, Akzeptanz oder Widerstand der Zeitgenossen

### 1. Probleme von Kontinuität, Bruch und Periodisierung

Unter Historikern hat 1926 Alfons Dopsch eine bis heute anhaltende Debatte ausgelöst durch seine „Kontinuitätsthese“. Sie bezieht sich auf den Wechsel vom Altertum zum Mittelalter, den man bis dahin im Bereich Süddeutschlands und der Alpen für einen radikalen Einschnitt hielt, verursacht durch den Zusammenbruch der Römerherrschaft, ideologisch interpretiert als „Barbareneinfall“ (Katastrophentheorie). Anhand der Vita Severini des Eugipp hatte man den totalen Rückzug der Romani konstruiert, hinterlassend gleichsam eine tabula rasa, die sich dann im 5./6. Jahrhundert neu gestaltete durch die Stämme der Völkerwanderungszeit. Seit Dopsch dämpft man die Schärfe dieser Zäsur ab und sucht nach Belegen für Fortdauerndes. So schließt man z. B. aus den Ortsnamen auf -walchen auf eine verbliebene romanische Restbevölkerung. Dabei machte, nach Stefan Sonderegger (1979, 381), eine derartige *translatio nominis* nur dann Sinn, wenn die so geheißene Siedlung irgendwie weiterbestand (vgl. auch Regensburg, Trier, in Franken Pfünz aus lat. *pons* = Brücke, Pföfeld aus lat. *palus* = Palisade). Siedlungskontinuität muss aber nicht automatisch Platzkontinuität bedeuten: Aguntum/Lavant im Drautal war zur Römerzeit ein unbefestigter Talort; das 5. Jahrhundert verlagerte ihn, ummauert, hinauf an den Hang (Bierbrauer, V. 1979, 349). Umgekehrt bezeichnete Cucullae bei Salzburg ursprünglich ein Bergkastell, während das heutige Kuchl in der Ebene liegt (Koller, II. 1979, 322). Neben solchen Reliktstandorten wurden dann seit Beginn des Mittelalters neue Siedlungen gegründet (Sonderegger, S. 1979, 381); es entstand die berühmte „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“. Die zugehörige Agrarwirtschaft sieht Koller (1979, 327) sogar „überraschend konstant geblieben“. Und noch beharrlicher zeigte sich die spätrömische Kirchenorganisation (z. B. Kloster Säben versus im Tal der jüngere Markt Klausen bzw. Bischofssitze in ehemaligen Römerstädten).

Die Frage nach Epochengrenzen zählt zu den grundsätzlichen Problemen der Geschichtswissenschaft überhaupt. Genauso wie für das 4./5. Jahrhundert lässt sie sich diskutieren für das Ende des Mittelalters, das nur die Magie der runden Zahl „um 1500“ festlegt. Eher wird man den Aufbruch in

die Neuzeit schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts suchen müssen (Türkengefahr seit dem Fall Konstantinopels 1453, Ketzerbewegungen, Entdeckungsreisen, Erfindung des Buchdrucks, Humanismus, Kunst der Renaissance). – Wir leiten solche Überlegungen ab aus der – nur teilweise in direktem Zusammenspiel befindlichen! – Synchronität von Schlüsseldaten der Politik-, Religions-, Geistes-, Wirtschafts- und Alltagsgeschichte (vgl. dazu aus volkscundlicher Sicht Wiegelmann, G. 1991, 233-259).

Im Folgenden will ich mich einengen auf einen Teilsektor, nämlich sprunghafte Entwicklungen in der sichtbaren Kulturlandschaft. Methode muss dabei der Vergleich Vorher-Nachher sein.

## 2. Fallstudie: Die „Welle“ mittelalterlicher Stadtgründungen

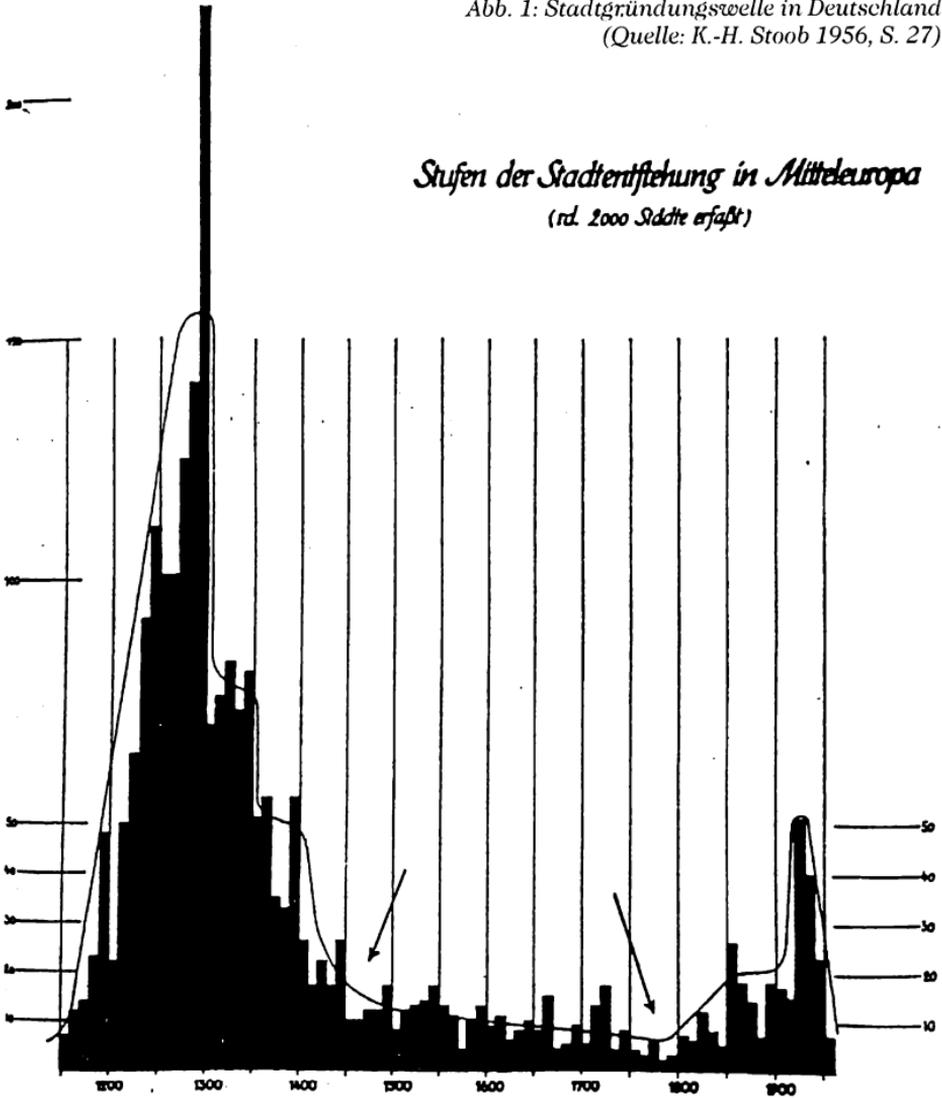
Ein von Karl-Heinz Stooß (1956) erstelltes Diagramm verteilt die Entstehungsjahre der deutschen Städte. Dabei zeigt sich beileibe kein lineares Muster, sondern ein einsamer Gipfel zwischen 1200 und 1400. Danach tut sich jahrhundertlang wenig (Bergbaustädte nach 1500, Barockresidenzen). Erst im Industriezeitalter folgt ein neuer, aber keineswegs mehr so hoher Schub. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts gab es im deutschen Reichsgebiet „vielleicht 50 Städte“, am Ende des 15. Jahrhunderts waren es an die 3500 (Engel, E. 1993, 38). Unter Bayerns Städten stammen 70 % aus dieser Ära (Hilberth, S. u. G. Diepolder 1968, 82). Dass der Süden und Westen dabei etwas früher aktiv wurden als Nordostdeutschland, deutet Diffusionsstapen an.

### *Analyse: Ursachen – Folgen*

- Haupttriebkraft dürfte die stetige Bevölkerungszunahme gewesen sein, die man freilich nicht genau beziffern kann.
- In diesem Zusammenhang wurde die bisherige Villikationsverfassung aufgegeben, in der Handwerk und Administration für ein kleineres Umland an herrschaftliche Gutshöfe (Fronhöfe) angebunden gewesen waren. Jetzt brauchte die Verwaltung deutlichere Mittelpunkte.
- Dabei vollzog man zugleich eine strikte strukturelle Trennung: Die Bauern blieben im Dorf, während Handwerk und Handel nur in Städten zugelassen wurden. Diese Arbeitsteilung zwang zu gegenseitigem Warenaustausch, das heißt Marktbeziehungen (Nahrungsmittel versus Handwerksprodukte). Teils begünstigt vom, teils erkämpft gegen den Landesherrn blühten die Zünfte auf und erreichten die Stadtbürger insgesamt weitgehende Selbstregierung durch einen eigenen Rat.

Abb. 1: Stadtgründungswelle in Deutschland  
(Quelle: K.-H. Stoob 1956, S. 27)

*Stufen der Stadterstehung in Mitteleuropa*  
(rd. 2000 Städte erfasst)



- Zur Privilegierung der Städte, die dem Fürsten aber gleichzeitig auch verteidigungspolitisch nützte, gehörte ferner ihre Befestigung mit Mauer und Türmen. Der aus Kostengründen nicht leicht zu erweiternde Ring provozierte im Stadttinneren bei Bevölkerungswachstum Platzmangel; ihm begegnete man mit höheren, mehrstöckigen Häusern. Fernwirkung haben diese aus moderner Sicht attraktiven Wallanlagen und schönen schlanken gotischen Fachwerkgiebel bis in den heutigen Tourismus.
- Die dort besseren Schutz- und Lebensbedingungen benannte der (nachträgliche) Satz „Stadtluft macht frei“. Wer konnte, streifte die

drückende bäuerliche Grundhörigkeit ab und siedelte um. Gegen 1400 wohnte bereits ein Fünftel bis ein Viertel der Gesamtbevölkerung in Städten (Engel, E. 1993, 260-264 u. 38).

- Stadtrechtsverleihungen konnte lange nur der König vornehmen. Als Kaiser Friedrich II. für seine Italienpolitik dieses Regal den Fürsten abtrat, 1232 das „statutum in favorem principum“, begann eine Wende: Massive Städtegründungen wurden nun zum Instrument territorialer Hausmachtpläne und Prestigespiele. Im Ergebnis verursachte das ein sehr ungleichmäßiges Netz: In Gebieten starker Herrschaftszersplitterung wurde es überaus dicht (29 Städte im 40-km-Radius um Nürnberg, z. B. engst benachbart markgräflich Leutershausen und Merkendorf, eichstädtisch Ornau und Herrieden, deutschordisch Eschenbach). Hingegen beschränkte sich z. B. der Flächenstaat der Wittelsbacher vernünftig maßvoller (2 Städte im 40-km-Umkreis um München). Es differenzierten sich vor dem Hintergrund damaliger Territorialgrenzen „Städtereichtum“ und „Städtearmut“. Die Rolle des Individuums dabei verkörpert sich gut in Kaiser Karl IV. (reg. 1346-1378), der die Strecke zwischen seinem Königtum Böhmen und seinem Stammland Luxemburg in Tagesrittabständen mit einer regelrechten Städtebrücke durchsetzte (in dieser Ost-West-Richtung z. B. Bärnau 1343, Tirschenreuth 1354, Eschenbach 1375, Neustadt 1370, Creußen 1358, Waischenfeld 1348, Pegnitz 1357, Hiersbruck 1355, Lauf 1355, Gräfenberg 1347, Erlangen vor 1367, Baiersdorf 1353, Prichsenstadt 1367, Mainbernheim 1382, Heidingsfeld 1368, Stadtprozelten 1345).
- Auf Zukunft folgte dieser Übersättigung ein „natürlicher“ Selektionsprozess. Nur ein Teil der Gründungen gedieh wirklich. Andere in zu dichter Nachbarschaftskonkurrenz oder abseits von Fernstraßen und schiffbaren Flüssen fossilisierten als „Zwerg-“ oder „Minderstädte“, die Mauer bis heute ihr Außenrand (vgl. Prichsenstadt, Scheßlitz). Es bildeten sich Größenklassen und Typen aus.
- Abrupt beendet wurde die „Städteflut des Mittelalters“ aber nicht dadurch, sondern durch einen ökologisch-demographischen Faktor, – die Pest. Das ab 1348 einsetzende „große Sterben“ entzog weiteren Neuanlagen vorerst das Menschenpotential. Dörfer im Hinterland verfielen zu Wüstungen.

### 3. Fallstudie: Urbanisierung im 19./20. Jahrhundert

Für den Diercke-Weltatlas (1988, 65) habe ich selbst eine Karte entworfen, die den Großraum Nürnberg im 19. Jahrhundert vergleicht mit der Gegen-



Abb. 2: Die Entwicklung von Ballungsräumen im Industriezeitalter, Beispiel Nürnberg (Quelle: H. Heller 1988, S. 65)

wart. Sie dokumentiert zunächst den nach dem Mittelalter eingetretenen Erstarrungszustand: Nürnberg 1806 (25 200 E.) hatte weniger Einwohner als zur Dürerzeit (um 50 000; Endres, R. 1972, 194), nur Erlangen war eine Ausnahme durch seine Hugenottenkolonie. Der Anschub zu neuen Ufern begann erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Heute stellt sich die Städteachse Erlangen – Nürnberg – Fürth – Schwabach als eine Agglomeration mit einer Million Menschen dar, die Hälfte davon im Kernort Nürnberg selbst (1845: 47 000, 1870: 83 000, 1890: 143 000, 1900: 261 000, 1910: 333 000, 1925: 392 000, 1939: 424 000).

### *Analyse: Ursachen – Folgen*

- Hinauswachsen über ihre Mauern durfte die Stadt erst, als Bayerns König Ludwig II. Nürnberg 1866 aus der Festungspflicht entließ (Glaser, II. u. a. 1980, 14/15). Bis dahin hatte das Militär noch immer die Instandhaltung der historischen Wälle verlangt und freies Schussfeld außerhalb.
- Den entscheidendsten Impuls setzten jedoch Innovationen der Verkehrstechnik. Ein jetzt wieder fortschrittlicher Rat (vgl. 1835 Deutschlands erster Schienenzug zwischen Nürnberg und Fürth) schaffte früh den Transformationsschritt, die alte Schnittstelle wichtiger Fernhandelsstraßen auch zu einem Eisenbahnknoten zu machen.
- Diese Anbindung ermöglichte nun Industrialisierung durch Zufuhr von Kohle und anderen standortfremden Rohstoffen sowie Fertigwarexport. Namen wie Wilhelm Späth, Gründer der ersten bayerischen Maschinenfabrik (Gerät für Eisenbahnen, Kanalbau, Mühlen), oder Sigmund Schuckert, der in Amerika bei Edison gelernt hatte, symbolisieren zugehörigen Erfindergeist, Weltoffenheit und daraus erwachsene, in der Gegenwart jetzt freilich urplötzlich zusammenbrechende Branchenschwerpunkte im Metall- und Elektrogewerbe.
- Immer mehr Fabriken erzeugten Arbeitskräftebedarf und deshalb Zuwanderung. Sie war gleichzeitig die Kehrseite (= push- und pull-Faktoren) von Landflucht, die aber für die Bauernwelt draußen kein Schaden war, weil sie gottlob jene Geburtenüberschüsse abschöpfte, die ein Erfolg verbesserter Medizin waren. Sie hätten sonst unvermeidlich eine explosive Verelendung der Dörfer bewirkt.
- Im unmittelbaren Kontaktbereich allerdings fraß das Flächenwachstum der Städte Felder weg, drängte den Wald zurück, überwucherte ehemalige Dorfkerne (Rusam, II. 1980), belastet das Lokalklima, Böden und Gewässer. Zivilisationskritiker tadeln daher eine „Nekropolis“-Entwicklung.

- Auf der Habenseite bietet die Dimension Ballungsraum einen hochdifferenzierten Arbeitsmarkt, der grundsätzlich fast jeden Berufswunsch und Lebensentwurf erfüllbar macht.
- Durch die unterschiedlichen Wohnansprüche und finanziellen Möglichkeiten ihrer solcherart sozial stark durchmischten Bevölkerung sowie durch betriebswirtschaftliche Entscheidungen, internationale Stileinflüsse, Denkmalschutzbemühungen und Bauleitplanung bekommt die modern ausufernde Stadt zudem architektonische Vielfalt und Gliederung in Funktionsviertel.
- Verdiensthoffnungen, glitzernde Einkaufsstraßen, allerlei Freizeitwert und anonyme Toleranz machen fortdauernd den „Glamour“ aus, der weltweit immer mehr Menschen in die Urbanität lockt. Zur höheren Stadtkultur gehört ferner jene Theater-, Musik-, Kunst-, Museums- und Bildungsszene, von der die Theorie der Zentralen Orte (vgl. Heinritz, G. 1979) weiß, dass die Steuerkraft der sie tragenden Kommunen und die nötigen Teilmengen Kulturinteressierter nur aus einer größeren Einwohnerzahl heraus garantiert sind.

#### 4. Fallstudie: Die verbesserte Dreifelderwirtschaft

Die Agrarlandschaft des Mittelalters und der Frühneuzeit muss arg eintönig gewesen sein. Von Hausgärten und Rebhängen abgesehen, baute man vorherrschend Getreide an. Zur Regeneration der Bodenfruchtbarkeit geschah dies jahrhundertlang im Rotationssystem der Dreifelderwirtschaft (vgl. Abel, W. 1967, 27). Das heißt: Umschichtig nutzte man stets nur zwei Drittel der Fläche, während der Rest sich ein Jahr lang als Brache erholen konnte. Je Ackerstück ergab sich so der Dreijahresturnus Wintergetreide – weniger anspruchsvolles und ertragärmeres Sommergetreide – Brache. Doch konnte der einzelne Bauer dabei nicht individuell handeln. Den meisten Parzellen in Besitzgemengelage fehlte nämlich direkter Weganschluss. Nicht zerstörerisch die Felder der Nachbarn queren zu müssen, war daher nur möglich, wenn alle dasselbe säten und dann auch zum gleichen Reifetermin ernten konnten. Sichergestellt wurde das durch dorfgemeinschaftlichen „Flurzwang“, der die Gesamtflur – entsprechend dem Rhythmus der Dreifelderwirtschaft – in drei gleich große, fruchteinheitlich zu bestellende sogenannte „Zelgen“ teilte. Jeder Bauer brauchte so, um nicht im Brachjahr hungern zu müssen, Stücke in jeder Zelge. Kam damals im Sommer ein Reisender durch, sah er großflächig auf zwei Drittel der Gemarkung goldgelb wogendes Korn, während die Brachzelge öd und verunkrautet dalag.

### Dreifelderwirtschaft

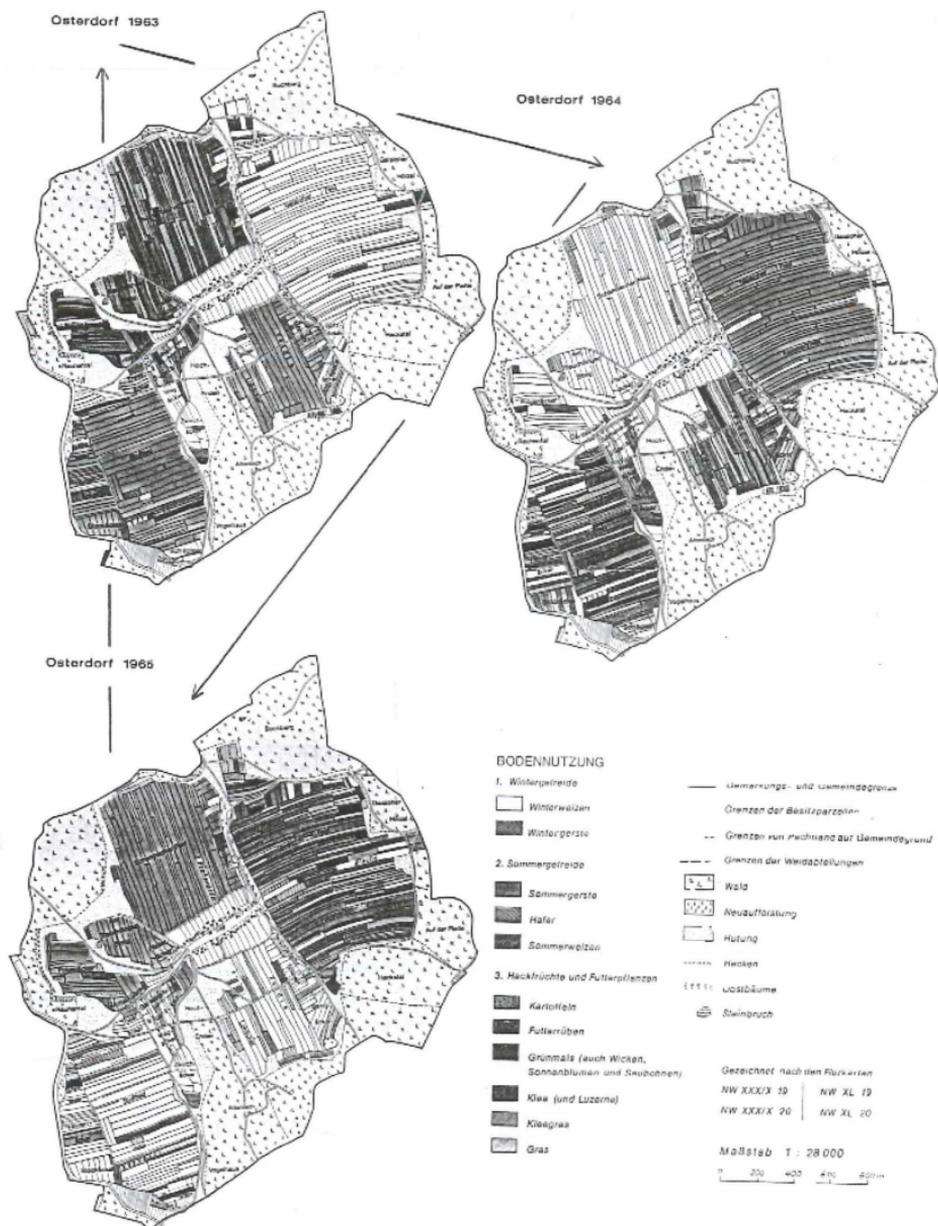


Abb. 3: Das System der „verbesserten Dreifelderwirtschaft“, Reliktfall Osterdorf (Lkr. Weissenburg, Mfr.)  
 (Quelle: F. Eigler 1974, Tafel IV)

Ende des 18. Jahrhunderts (zum Teil misserntebedingte Ernährungskrise ab 1770) begann sich das Bild tiefgreifend zu verändern. Nun wurde auch die bisherige Brachzelge „besämt“ und „beblümt“. Die „verbesserte Dreifelderwirtschaft“ bedeutete Fortschritt.

### *Analyse: Ursachen – Folgen*

- Auslöser war, dass seit der Jahrhundertmitte die Bevölkerungszahl immer schneller answoll und der Engländer Thomas Robert Malthus (1766–1834) bereits vielbeachtet eine baldige Hungerkatastrophe prophezeite.
- Erstmals fühlte sich dadurch auch die Wissenschaft aufgerufen, zur Steigerung der Agrarproduktion beizutragen. In landwirtschaftlichen Gesellschaften und Akademien diskutierte man neue Ideen, vornehmlich solche aus England und Holland; in Celle erprobte Albrecht Thaer unmittelbare Fruchtfolgen. Fortschrittliche Pfarrer, adelige Gutsbesitzer und andere Führungsschichten wollten durch eigenes Vorbild die Bauern mitreißen.
- Der merkantilistische Staat selbst förderte diese sogenannten Physiokraten, zielte seine Wirtschaftspolitik doch ideologisch auf Unabhängigkeit von Einfuhren, hohen Selbstversorgungsgrad und womöglich Geld durch Außenhandelsüberschüsse (u. a. zum Aufbau stehender Heere).
- Als hilfreich entpuppten sich plötzlich Pflanzen, die Seefahrer zunächst nur als Kuriositäten aus den Kolonien Amerikas mitgebracht hatten, insbesondere Klee/Luzerne und Kartoffeln. Gesteckt auf das bisherige Brachfeld (und deshalb Brachfrüchte genannt) wurden Kartoffeln zum neuen kalorienreicheren Grundnahrungsmittel (7200 kcal/ha Kartoffeln gegenüber 2000 kcal/ha Getreide, vgl. Henning, II. 1976, 252), billig überdies durch Massenertrag. Mit dem Klee ließ sich mehr Vieh durch den Winter füttern. Beide zusammen erwiesen sich zudem als nützliche Stickstoffsammler, so dass die einjährige Bodenruhe nun überflüssig wurde. Die Produktionsfläche wuchs damit um 50 Prozent!
- Aus Schwarzbrache wurde somit grünes Fruchtland, und das war nicht der einzige Bildwechsel. Auf den Stoppeln und Unkräutern des Brachfeldes hatte man bis dahin die Rinder grasen lassen; das ging nun nicht mehr. Man sperrte sie weg, – fortan nur noch Stallviehhaltung auf dem Hof selbst. Als Futterbasis wurden Wiesmahd, Heu und Klee wertvoller denn je. Ebenso verschwanden nun die Zäune aus der Flur, mit denen man das Brachfeld umstellt hatte, damit das Weidevieh nicht hinübertrabte zum saftigeren Getreide.

- Die Tiere hatten aber auch Dung hinterlassen, der nun fehlte. Es begann der Einstieg in mineralische Düngung mit Kalk, Mergel und Salpeter.
- Des weiteren regten die Physiokraten zu Obstbäumen an, – auf Hanglagen, längs Straßen, an Ackerrainen. Feldgemüse- (Kohl, Rüben, Erbsen, Linsen, Meerrettich) und Hopfenbau nahmen zu, für letzteren gab es Prämien. Es erschienen die Zuckerrübe und als Manufakturpflanze neben vermehrtem Flachsbau der Krapp („Färberröte“). Maulbeersträucher selbst auf Friedhöfen sollten heimische Seidenzucht ermöglichen. Die Agrarlandschaft erlangte so eine zuvor nie da gewesene Mannigfaltigkeit!
- Folgewirkungen reichten bis hin zu neuen Kochrezepten und Mahlzeitenkombinationen (z. B. Kartoffel- und Kohlspeisen), ja sogar ins Rechtswesen: Hart bestraft wurde Baumfrevl, wozu selbst das Abschneiden von Barbarazweigen als Weihnachtsschmuck gehörte. Friedrich II. von Preußen stellte Soldaten neben seine unwilligen Kartoffelbauern. Zum unendlichen Streitthema wurden die Triftwege der Schafherden, die nun von der Brache weitab auf Ödungen ausweichen mussten.

## 5. Fallstudie: Inselkultur in fünf Stadien

Die Nordseeinsel Föhr (Schleswig-Holstein) misst nur 82 Quadratkilometer. Kann es auch auf einer solch winzigen Nusschale im Meer Kulturlandschaftswandel geben, – und zwar nicht nur so, dass eines Tages Dampfschiffe, Autos, Elektrizität und Telefon kamen? Tatsächlich lassen sich sogar mehrere Schichten abheben.

### *Analyse: Ursachen – Folgen*

- Drei unverhältnismäßig große Backsteinkirchen des 12./13. Jahrhunderts indizieren, dass früher einmal mehr Dörfer zu ihren Pfarrsprengeln gehört haben müssen. Verheerende Sturmfluten im 14. Jahrhundert haben die Insel verkleinert.
- Übrig blieben 17 Ortschaften, die alle auf dem Geestrest liegen. Das allmählich angeschlickte Marschland ließ man bis 1960 fast unbesiedelt. Küstenfischerei sowie im Nebenerwerb etwas Feldbau und Viehhaltung dienten der Selbstversorgung.
- Seit Beginn des 17. Jahrhunderts aber überformte plötzlich „Gastarbeitergeld“ die Insel: Die meisten Männer (1760: 1450 bei insgesamt 4500 Einwohnern) heuerten auf holländischen Walfangschiffen an, verdingten sich ebenso gefährlich wie lukrativ als „Grönlandfahrer“. Vom mitgebrachten Wohlstand zeugen noch (in Nieblum) einige Kapitänshäuser,



Abb. 4: Nordseeinsel Föhr – Geestdörfer und junge Aussiedlerhöfe im Marschland  
(Quelle: W. Leistner, 1969)

ferner signifikant schmuckhaft die mächtigen Kinnladen und Rippen erlegter Wale, die man zu Gartenzäunen, Hoftoren und Zierrat bei Grabsteinen verwendete. Den Inselrekord hielt wohl Matthias Petersen (1632-1706) mit allein 373 getöteten Walen (Leistner, W. 1969), – ähnlich auf Borkum Roelof Gerritz Mayer (1715-1782) mit 270 Tieren.

- Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Blüte vorbei. Schuld daran trugen die napoleonischen Kriege, die Zwangsrekrutierung friesischer Matrosen zur dänischen Flotte, gescheiterte Unternehmungen auf eigenen Schiffen um 1850 und schließlich, nun unter preußischer Herrschaft, die Vorschrift, jeder Steuermann und Kapitän müsse erst einmal an einer staatlichen Navigationsschule eine Schifferprüfung ablegen. Heute stellt Föhr kaum noch Seeleute.
- In der Erwerbskrise, die dadurch entstand, öffnete sich dem Bevölkerungsdruck ein neues Außenventil, – die Auswanderung nach Amerika. Die Dörfer entleerten sich. Einige zählten um 1960 weniger Einwohner als 1867! Man schätzt, dass allein in New York mehr „echte Föhringer“ leben als auf der Insel selbst. Dass dabei mancher eine spätere Rückkehr nicht ausschloß und deshalb – nostalgisch oder auch spekulativ – seine Grundstücke behielt, bremste die Neubautätigkeit auf Föhr noch in jüngerer Zeit.

- Gegenläufig zu dieser Emigration kamen gleichzeitig ab 1800 aber auch schon sommers vom Festland die ersten Badegäste, - zum dritten Mal also ein externer Anstoß. Strandhotels und Kureinrichtungen verwandelten freilich zunächst nur das Hafenstädtchen Wyk selbst. Die Binnendörfer blieben davon noch 150 Jahre unberührt.
- Den vorerst letzten Schub verursachte die Februar-Sturmflut 1962, die ja auch Hamburg so sehr erschreckte. Nun verstärkte und erhöhte man massiv die Seedeiche. Und im so gesicherten Marschland schuf die Flurbereinigungsbehörde - inklusive Flächenumlegungen und Wegeerschließung - 53 Aussiedlerhöfe (Stand 1970). Das wiederum hatte funktionale und soziale Entmischung zur Folge: Die Bauern zogen hinaus und verkauften ihre alten Hofstellen in den Dörfern. Dort rückten vielfach Insel-fremde nach, die ein Gewerbe aufmachten oder sich einen Alters- bzw. Freizeitsitz suchten. Erst in dieser Phase richtete sich der Tourismus mit Beherbergungsbetrieben auf der ganzen Insel ein. Auch für die Aussiedlerhöfe wurde die Bettenvernietung, beim Hausbau seinerzeit schon mitbedacht, zum interessanten Nebenerwerb (Heller, H./ Wagner, H.G. 1971).

## 6. Fallstudie: Die Verwaltung der Fränkischen Schweiz

Als malerisches „Gebürg“ bekam die Frankenalb im Dreieck Bamberg – Bayreuth – Erlangen ab etwa 1774 den Beinamen „Fränkische Schweiz“ (Schemmel, B. 1979, 2; Kapfhammer, G. 1971). Städter und Reisende

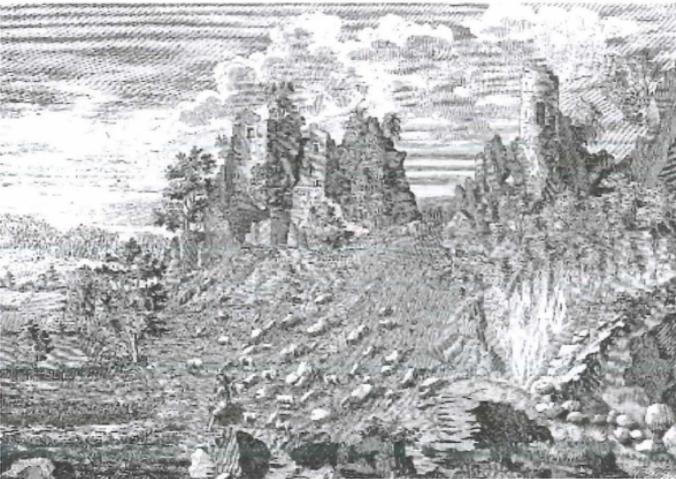


Abb. 5b: Schaftweide an Berghängen der Fränkischen Schweiz, Kupferstich 1799 – Ruine Stierberg (Quelle: G. Voit u. a. 1992)

von weither begeisterten sich im Lebensgefühl der Romantik an den hier anzutreffenden Gegensätzen der Natur: weite Hochflächen mit Ackerfluren, „geheimnisvolle“ Höhlen, tief eingeschnitten die Täler der Wiesen und anderer Flößchen, grasige Talhänge mit Wacholderheide, das Weiß frei-

gestellter kahler Kalk- und Dolomittfelsen, auf denen oft eine Burg oder eine Ruine steht. Mit nur 20 % war die Gegend um 1850 ausgesprochen waldarm (Weisel, II. 1971, 13).

Dieses charakteristische Bild ist seit etwa 1870 im Verschwinden. In mancher Gemeinde hat sich die Waldfläche zwischen 1850 und 1970 mehr als verdoppelt (Weisel, II. 1971, Abb.4), – ein Prozess, der sich ab da eher noch beschleunigt hat (Hümmer, Ph./Meyer Th. 1998; Schmitt, R. 1998). Vergleichsfotos zeigen einen radikalen Umbruch von halboffener Landschaft zu Wald. Davon zunächst unabhängig wurde der Einnahmefaktor Tourismus für die Gegend wichtiger denn je.

### Analyse: Ursachen – Folgen

- Kalkscherbenböden, zumal an Bergflanken, sind mühsam zu bearbeiten (vgl. Ackerterrassen, Lesesteinhaufen, Ernte einst nur mit der Sichel) und tragen trotzdem wenig. Dennoch hatte man hier „Egerten“-Wechselwirtschaft praktiziert. Das meint: zwei, drei Jahre düngerlose Aussaat und dann, wenn die Fruchtbarkeit sank, wieder langes Liegenlassen als Weideland.
- Als aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine modernere Agrartechnik aufkam, wurde man dessen müde. Nun lohnte es, den Getreidebau nur mehr auf „bessere“, das heißt ebenere und lehmreichere Flurteile zu beschränken. Die Egerten wandelten sich zu Dauerweide.
- Schafherden gehörten seit jeher zum Bild der Steilhänge. Sie fraßen alles Grün nieder zu einem Kurzrasen, nur die dornigen Wacholder und Schleen mieden sie (Böhmer, H.J. 1994). Insofern formten sich auf den trockenen Karstböden die auffällig charakteristischen, aber eben so nicht standortnatürlichen Wacholderheiden erst als Sekundärvegetation aus! – 1863 zählte man 197 000 Schafe im Regierungsbezirk Oberfanken, 1920 jedoch nur mehr 61000, ein Rückgang um zwei Drittel, wie überall in Deutschland (Schmitt, R. 1998, 167). Grund: Der jahrhundertlang so gewinnbringende Markt für Schaf-

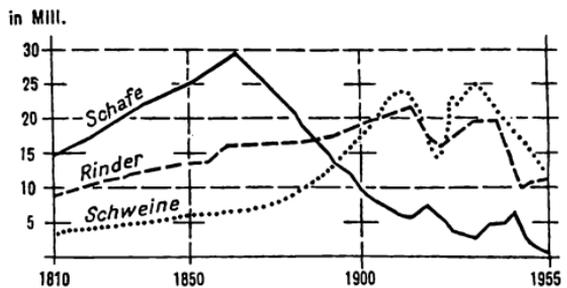


Abb. 5a: Der Rückgang der Schafhaltung in Deutschland ab 1870  
(Quelle: Th. Hornberger 1959, in R. Schmitt 1998)

fleisch war plötzlich zusammengebrochen. Vor allem fehlten seit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 die wichtigen Exportmöglichkeiten nach Paris! Der Schafwolle machte Baumwolle aus Übersee Konkurrenz.



Abb. 5d: Wald statt Offenland. Fotovergleich im Leinleitertal, Fränkische Schweiz 1933 – 1994 (Quelle: Th. Hornberger 1959, in R. Schmitt 1998)

- Nur eine Zeitlang noch hielten traditionelle Bauern die bisherigen Hutungen an den Hängen mit der Sichel offen. Dann begannen sie in natürlicher Sukzession zu verbuschen und verwalden oder wurden systematisch aufgeforstet. Im Kontrast zu den alten Buchen-Mischwäldern entstanden dabei meist reine Kiefernbestände, die bekanntlich schnellerwüchsig sind und daher rentabler scheinen.
- Der krisenhafte Strukturwandel in der Landwirtschaft ab 1960/70 machte weitere Parzellen frei. Bei weitgehender Mechanisierung der Höfe wurden zunächst die physisch und kulturtechnisch schwierigen Grenzertragsflächen ausgeschieden. Teiltrückzüge in bloße Nebenerwerbslandwirtschaft, Wegfall von Agrarsubventionen, totaler Berufswechsel der Bodeneigentümer, fehlende Hoferben, Abwanderung in die Städte begründen, weshalb dann aber bald auch beliebige andere Felder nicht mehr genutzt wurden. Nur mehr teilweise bremsen Verpachtungsmöglichkeiten diesen Prozess, den Wolfgang Hartke schon 1956 als „Sozialbrache“ beschrieb, damals beginnend im Umkreis der Großstädte. Sie schien anfangs wenig wünschenswert, passte jedoch hier gut in Bestrebungen der bayerischen Staatsregierung (ab 1959) und der EU, die Waldverluste in Ballungsräumen oder durch Umweltschäden („Waldsterben“) über intensive Aufforstungspolitik anderswo auszugleichen. Gezahlt werden Prämien (vor 1985 nur für Öd-, Brach- und Grenzertragsland, seither für jede Fläche). Diese Mitnahmechance hat die ohnehin vorhande-

ne Aufforstungsbereitschaft vieler Grundbesitzer zweifellos noch forciert (Hümmer, Ph./Meyer, Th. 1998, 152-160).

- Mittlerweile ist diese Art Naturschutz freilich umstritten: Ökologen beklagen, dass der neue Wald wertvolle Biotope verdrängt, – Trockenrasengesellschaften mit ganz seltenen Gräsern und Sträuchern, die Juniperus-Kegel, die Hügel der gelben Wiesenameise, altehrwürdige einzeln stehende Eichen und Buchen, die man einst auf den Hutungen als Schattenspender hatte stehen lassen (Böhmer, H. J. 1994). Den Bewohnern selbst missfallen Ausdehnung und Höhenwachstum dieser Baumpflanzungen:



Abb. 5c: Zunehmende Verwaldung im Blick auf Burg und Stadt Pottenstein (Lkr. Bayreuth), 1930 – 1994 (Quelle: H. J. Böhmer, 1994)

Sie verdunkeln die Landschaft, verhüllen die charakteristischen Felsformationen, verstellen den Blick auf Burgen und Täler, rauben der Fränkischen Schweiz ihre „einmaligen“ Wacholderhänge. Damit gehe Heimatbewusstsein verloren, Identität. Zudem sieht man ökonomisch die Einnahmequelle Fremdenverkehr auf dem Spiel: Der Tourist will keine eintönigen Kulissen, sondern kleinteilige Vielfalt und regionale Spezifik (Hümmer, Ph./Meyer, Th. 1998).

- Gefordert wird daher neuerdings Kulturlandschaftsschutz, der gerade auch die anthropogen entstandenen Hutungen bewahren müsste. Schon gibt es erste Gemeinden, die ihre Wacholdergruppen freiholzen oder von angemieteten Schafherden wieder die Hänge abgrasen lassen. Das jüngste Problem ist, dass auch die Wiesen in den schmalen Bachauen zu verwildern und versauern beginnen, weil niemand mehr sie mäht (rückläufiger Viehfutterbedarf, auf den Feuchtwiesen einsinkende schwere Trecker). Was man bräuchte, wäre der als „Kulturlandschaftspfleger“ bezahlte – ehemalige – Bauer. Doch wer soll den finanzieren ... ?

## 7. Fallstudie: Das neue „Fränkische Seenland“

Wer Westmittelfranken letztmals vor 30 Jahren sah, würde die Zeitungsmeldung „Enderndorfer Segelhafen im Jahr 2000 fertig“ (Erlanger Nachrichten vom 4. 11. 1999) nicht verstehen. Küsten oder Endmoränenstauseen, wie sie die Eiszeit im Voralpenland hinterließ, fehlen hier ganz und gar. Lediglich diluviale Flugsande wurden akkumuliert in den Tälern und noch höher aufgeweht vor der Albstufe, zu wenig nütze als zu Nadelwald.

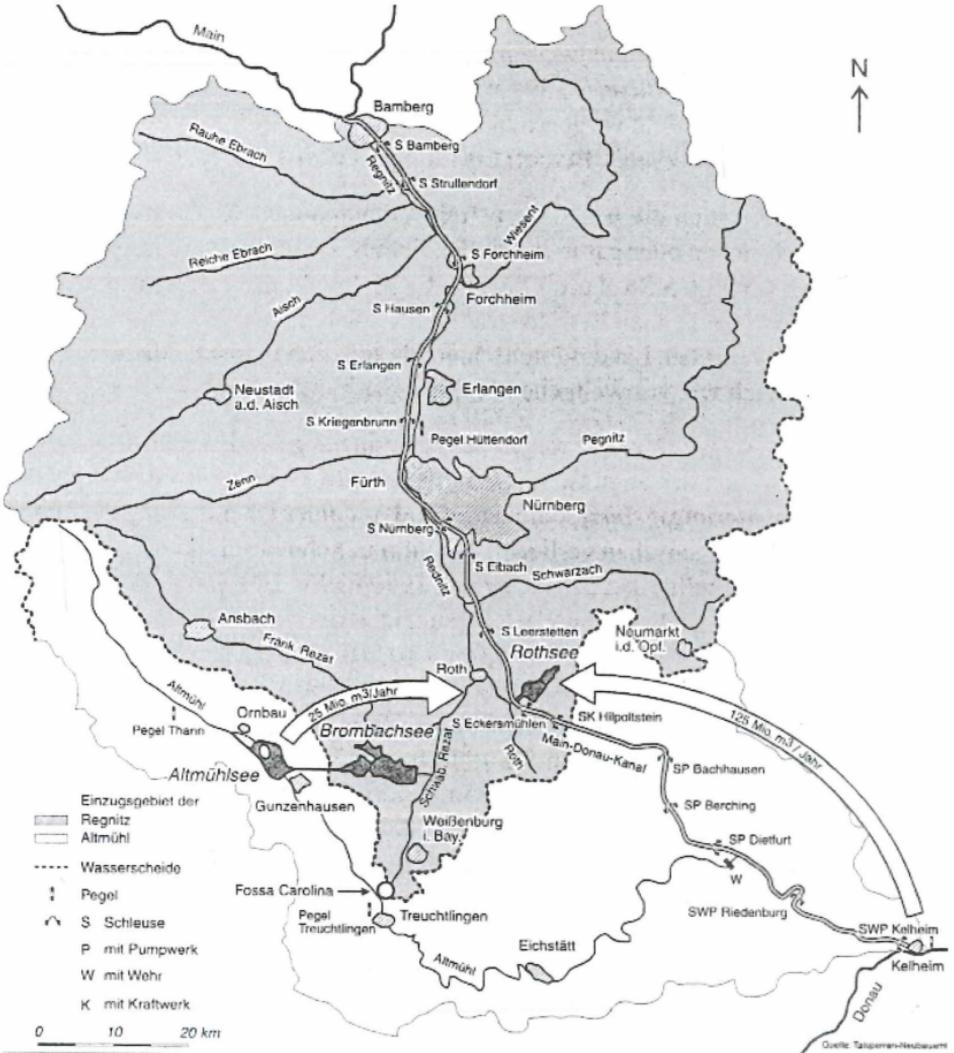


Abb. 6a: Das Projekt „Neues Fränkisches Seenland“, Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Main-Gebiet (Quelle: M. Schneider, 1998)

Im Keuperhügelland westwärts arbeiteten auf mäßig fruchtbaren Böden 1970 noch immer 29 % aller Erwerbstätigen in einer traditionellen kleinbäuerlichen Agrarwirtschaft, doppelt so viele wie sonst in Bayern (Schneider, M. 1998, 43), als Besonderheit darin die Ilpferfelder um Spalt.

Heute spricht man hier vom jungen „Fränkischen Seenland“! Der Große Brombachsee hat so viel Fläche wie der Tegernsee; dem Kleinen Brombachsee und dem Igelsbachsee entsprechen der Schliersee und die Osterseen, dem Altmühlsee der Königsee und dem Großen Rothsee der Eibsee, - zusammen fast 19 Quadratkilometer und 57 Kilometer Uferlänge (Stapf, G. 1999, 45). Ausgeschildert schon von den Autobahnen her und permanent in der Presse, bekam unverhofft der Tourismus ein neues Eldorado. Dahinter steht ein Mehrzweckprojekt.

### *Analyse: Ursachen – Folgen*

- Den ersten Anstoß gab 1963 Protest aus Österreich, das sich wehrte, dass man ab Kelheim Donauwasser entnehmen wollte für den Aufwärts-Schleusenbetrieb des künftigen Rhein-Main-Donau-Kanals.
- Man dachte nach und besann sich auf ein zweites, eher gegenteiliges älteres Problem der Region: Im extrem gefällarmen Oberen Altmühltal gab es regelmäßig schwere Überschwemmungen, die oft die Heuernte vernichteten und durch faulendes Gras Fischesterben verursachten. Beides zusammen, Kanal und Flutschutz, brachte schließlich die Idee hervor, die Altmühlhochwässer in einem Rückhaltebecken (vor Gunzenhausen) zu speichern und unter der Europäischen Hauptwasserscheide, die an gleicher Stelle im Jahr 793 schon Kaiser Karl der Große mit seiner „Fossa Carolina“ schiffbar durchstoßen wollte, hinüberzuleiten (jetzt durch unterirdische Stollen) zur Scheitelhaltung des Kanals und weiter in den Einzugsbereich von Regnitz und Main. Dort baute man ab 1975 Querdämme für den Kleinen und Großen Brombachsee. Zusätzlich staute man rechts der Regnitz das Flüsschen Kleine Roth zum Rothsee.
- Im neu anbrechenden Zeitalter der „Landesplanung“ verkaufte die Bayerische Staatsregierung besagte Wasserwirtschaftsmaßnahme zugleich als Geschenk für Nordbayern. Man wolle etwas tun gegen die Benachteiligung, dass Franken viel Industrie und Bevölkerung konzentrierte, pro Kopf aber nur über ein Drittel der Wasservorräte Südbayerns verfüge. Tatsächlich hat künstliche Zufuhr aus den Stauseen in Trockenzeiten den Verschmutzungsgrad der Regnitz inzwischen entschieden verbessert (Pegel Ilттendorf Durchfluss 27 cbm statt vorher 12 cbm; Stapf, G. 1999, 48).

- Widerstand gegen den nötigen Grunderwerb, immerhin 2100 Hektar aus Privatbesitz, gab es kaum. Auch die Trauer, dass dem Anstau des Brombachs zehn traditionsreiche Mühlen geopfert werden mussten („Mühlensterben“), ist heute kein Thema mehr. Naturschützer beruhigte man, indem man der Vogelwelt eine künstliche Insel im Altmühlsee reservierte, die als Ökotop aus zweiter Hand bestens angenommen wurde. Freundliche Presseberichte und erhoffter Aufschwung erzeugten eine durchweg positive Grundstimmung.
- Zum Gesamtplan gehörte nämlich von Anfang an auch der Nebeneffekt, an den neuen Seeufern eine attraktive Freizeitlandschaft zu schaffen.

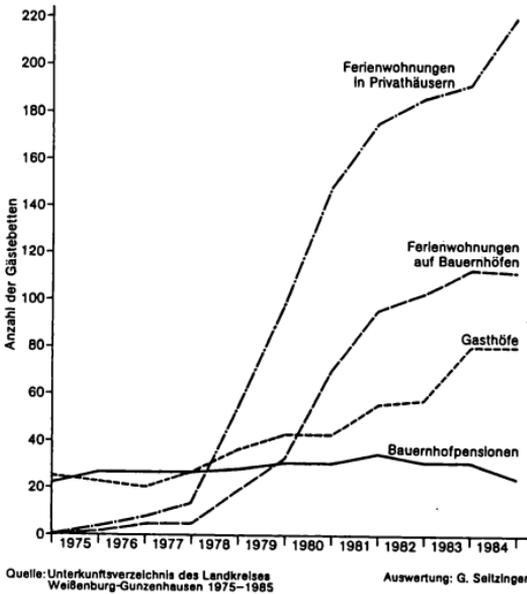


Abb. 6b: Sprunghaftes Wachstum der Fremdenverkehrsbetriebe am Brombachsee 1975-1984 (Quelle: G. Meyer, 1986)

Mittlerweile ist, genau nach Konzept, eine höchst dichte Fremdenverkehrsinfrastruktur entstanden, – Campingplätze, Badehalbinsel, Häfen für zweitausend Segelboote, Schiffsrundfahrten auf dem Altmühlsee, Hotels, Landgasthöfe, Cafés mit Seeblick, Ferienwohnungen, Informationsbüros, Ruhebänke und Schutzhütten an Wanderwegen, Fahrradverleih, Parkplätze und bessere Zufahrtsstraßen... Das Landschaftsbild, bis dato ein unscheinbar stiller Winkel Westmittelfrankens, krepelte sich völlig um, putzte sich heraus. Kaum ein Haus in den direkten Anrainerorten, das nicht

in den letzten zwei Jahrzehnten innen wie außen „schön“ renoviert wurde!

- Von den Städtern wurde die so zubereitete Faszination Wasser sofort angenommen. Registrierte die Gegend 1966 erst 8000 Touristenübernachtungen, so waren es 1996, noch ungerechnet die gut besuchten Campingplätze, bereits 571 000. Die Zahl der Gästebetten stieg entsprechend sprunghaft auf 5222 (vgl. Rösch, II. 1976, 86; Meyer, G. 1986, Schneider, M. 1998, 65). Urlauber mit längerer Verweildauer kommen heute aus ganz Deutschland, was eine vorher undenkbbare funktionale

Reichweite bedeutet. Den Hauptanteil stellen aber natürlich nach wie vor die Tagesausflügler aus dem nahen Agglomerationsraum Nürnberg jährlich ca. 1 Million).

- Früh mobilisierten die Seen auch den Bodenmarkt: Mit den Flächenaufkäufen durch das Talsperrenneubauamt einher gingen Flurbereinigerungsverfahren und spekulative Grundstücksnachfrage Auswärtiger in Bezug auf schöne Hangparzellen über dem See. An die 300 Bauern (= 77 %) nahmen diese Nutzflächenverluste zum letzten Anlass, ihren ohnehin längst nicht mehr rentablen kleinbäuerlichen Betrieb endgültig aufzugeben. Nur mehr 68 (teilweise vergrößerte) Höfe blieben übrig (Schneider, M. 1998, 49). Radikal forcierte das Seeprojekt also zugleich den sozialen Strukturwandel. Wieviele davon sich heute im Tourismusgeschäft betätigen (3000 Arbeitsplätze) oder in sonstige Berufe abwanderten oder beides irgendwie kombinieren (vgl. Schneider, M. 1998, S.53ff), ist leider nicht durchschaubar. Ferner müsste man fragen, ob sich auch ortsfremde Investoren engagierten.

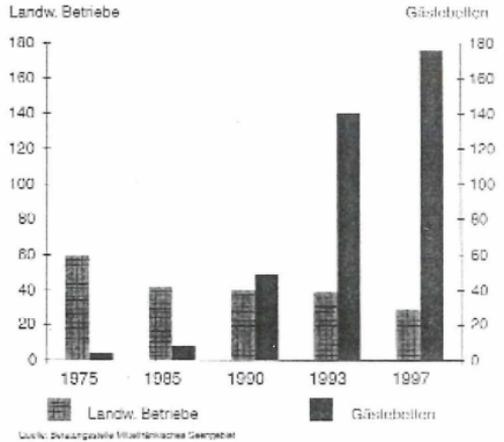


Abb. 6c: Die Gegenbewegung von rückläufiger Landwirtschaft und Zunahme der Gästebetten im Dorf Laubensedel am Altmühlsee 1975–1997 (Quelle: M. Schneider, 1998)

- Den Beschluss, ein Fränkisches Seenland anzulegen, fasste der Bayerische Landtag 1970. Die letzten Becken ganz zu füllen, dauerte bis heute. Die Dynamik des Wandels ebbt nun ab. Nachfolgeprobleme rühren vor allem aus dem erregten Verkehrsaufkommen: Staus in Ortsdurchfahrten, Lärm- und Abgasbelastigung, wildes Parken auf Wiesen, Konflikte zwischen Spaziergängern und Radlern auf den gemeinsamen Uferwegen. Und am Fuß des Brombachdamms vernässen aus ungeklärtem Grund neuerdings die Felder..

### 8. Abschließende Abstraktionsversuche über „Kulturwandel“

Die Kapitel 1–7 verfolgten Kulturlandschaftswandel in Beispielen. Zum Schluss soll versucht werden, daraus einige kulturethologische Allgemeinsätze abzuleiten. Eine denkgleiche Tagung des interdisziplinären Arbeits-

kreises Genetische Siedlungsforschung über „Brüche in der Kulturlandschaftsentwicklung“ und darin besonders ein Aufsatz von Hans-Jürgen Nitz (1995, 9-30) gaben dazu Hilfestellung. Nitz diskutiert dort insbesondere die Abgrenzung zwischen Stabilität/Stagnation, sanfter evolutiver (= normaler) Transformation und revolutionärer Umkonstruktion eines vorherigen Kulturlandschaftstyps. Ähnlich wie Max Liedtke gebraucht er dafür gelegentlich den Begriff „Verlaufsmuster“. – Für regelhaft halte ich Folgendes:

1) Diskontinuität und Phasensprünge entstehen fast nie monokausal. Unterschiedliche Kräfte vereinigen sich dazu (Polykausalität), so dass man nachträglich oft sagt, „die Zeit war reif“. Teilweise handelt es sich dabei a) um schnelle lineare Kettenreaktionen (so in Kap. 3, 4 und 6). Vorgeschaltet scheinen mir jedoch oft b) Momente zu sein, in denen sich zunächst unabhängig nebeneinander hergelaufene Entwicklungen plötzlich berühren; aus diesem Kontakt entlädt sich dann blitzartig („Fulguration“, Knalleffekt) qualitativ Neues (z. B. Kap. 2 und 7). Als dritten Fall c) sehe ich schicksalhafte Eingriffe von außen, die als Katastrophe oder Glück auf einen Ort zukommen (hier besonders Kap. 5). Der Geograph Robert Geipel betrieb unter diesem Aspekt „Hazardforschung“ in Erdbeben- und Vulkangebieten.

2) Lassen wir diese letzte Variante weg, so gilt: Veränderung in einem bestimmten Landschaftsausschnitt (Region) passiert kaum je isoliert nur dort. In der Regel haben wir es mit raumzeitlichen Diffusionsprozessen zu tun, – in dem Sinn, dass irgendwo eine Neuerung anfängt, sich dann schnell oder langsam ausbreitet, schließlich an irgendwelchen Peripheriegrenzen endet und dazwischen gelegentlich Reliktgebiete ausspart. Genauer gesagt handelt es sich dabei um ein gesellschaftliches Feld, in dem Sozialgruppen etwas propagieren, übernehmen, ablehnen.

3) Zufällig gewählt, meint man aus den dargelegten Beispielen einen zunehmend akzelerierten Kulturlandschaftswandel zu erkennen: Die Phase der hochmittelalterlichen Städtegründungen dauerte 200 Jahre. Zelgengebundener Anbau im Stil der verbesserten Dreifelderwirtschaft hielt sich ab 1800 bis zu 150 Jahre (vgl. Herold, A. 1965; Weisel, H. 1971, 41; Eigler, F. 1974). Bis die Kartoffel auch in Oberbayern bekannt wurde, vergingen gleichfalls 150 Jahre (Borcherdt, Ch. 1969). Hingegen brauchte der Aufstieg Nürnbergs zur Halbmillionenstadt nur mehr 80 Jahre; die Wiederbewaldung der Fränkischen Schweiz vollzog sich in bisher 90 Jahren. Das neue Fränkische Seenland war in 30 Jahren fertig. Vielleicht aber täuscht dieser Eindruck der Beschleunigung auch, weil wir maßstäblich Unvergleichbares verglichen haben. Eindeutig gilt dieses „immer schneller“ aber z. B. in der Technik: Wie lange dauerte es, bis jeweils eine Million Menschen ein Radio, einen Fernseher, ein Handy hatten?

4) Dennoch bleibt: In seiner kurzen Erlebniszeit kann der einzelne Mensch meist nur Teile einer Umbruchphase wahrnehmen. Erst retrospektiv, mit dem distanzierenden Auge des Wissenschaftlers und Historikers, wird sie voll überblickbar und im Zeitraffer klarer.

5) Jeder Kulturwandel vernichtet Vorhandenes. Aber gleichzeitig schafft er nicht nur Neues, sondern vermehrt in der Regel deutlich die Zahl der Optionen, zwischen denen Menschen bei ihrer Lebensgestaltung von nun an wählen können (höheres Variations- und Selektionspotential). Das bedeutet freilich nicht sicher, dass es stetig besser wird (höheres Qualitätsniveau). Im Gegenteil: Hat menschliche Initiative einen vorhandenen Zustand erst einmal verändernd angestoßen, entwickelt sich das System oft sehr „natürlich“ weiter, nach eigenen Gesetzen, mit für den Auslöser oft unabschätzbaren Folgen und teilweise unbeherrschbar (vgl. Verstädterung, Verkehrsinfarkte, Umweltschäden).

#### Literatur

- ABEL, Wilhelm (1967): Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. - 2. Aufl. Stuttgart.
- BIERBRAUER, Volker (1979): Kontinuitätsproblem im Mittel- und Ostalpenraum zwischen dem 4. und 7. Jahrhundert aus archäologischer Sicht. - In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd. 53. 343-370.
- BÖHMER, Hans Jürgen (1974): Die Halbtrockenrasen der Fränkischen Alb. Strukturen, Prozesse, Erhaltung. - In: Mitteilungen d. Fränkischen Geographischen Gesellschaft Bd. 41. 323-343.
- BORCHERT, Christoph (1969): Die Innovation als geographische Regelercheinung. - In: W. Storkebaum (Hg.), Sozialgeographie. - Wege der Forschung Bd. 59. 340-386.
- DOPSCHE, Alfons (1926): Vom Altertum zum Mittelalter. - In: Archiv für Kulturgeschichte Bd. 16. 159 ff.
- EIGLER, Friedrich (1974): Straßenangerdörfer als Typ spätmittelalterlicher Rodungssiedlungen auf der südlichen Frankenalb. Eine historisch-geographische Untersuchung. - In: Mitteilungen d. Geographischen Gesellschaft München 59. 13-65.
- EMMERICH, Werner (1966): Die „Entdeckung“ der Fränkischen Schweiz. - In: 102. Bericht des Historischen Vereins Bamberg. 551-586.
- ENGEL, Eva Maria (1993): Die deutsche Stadt des Mittelalters. - München.
- GLASER, Hermann/ RUPPERT, Wolfgang/ NEUDECKER, Norbert (Hg.) (1980): Industriekultur in Nürnberg. - München.
- GOETZ, Hans-Werner (1986): Leben im Mittelalter. - München.
- ILARTKE, Wolfgang (1956): Die „Sozialbrache“ als Phänomen der geographischen Differenzierung der Landschaft. - Zs. Erdkunde Bd.10. 257-269.
- HEINRITZ, Günter (1979): Zentralität und zentrale Orte. - Stuttgart.

- HELLER, Hartmut/ WAGNER, Horst-Günter u. Studentische Mitarbeiter (1971): Untersuchungen zur Entwicklung des Fremdenverkehrs auf der Nordseeinsel Föhr unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Wyk. - In: Schriften des Geographischen Instituts der Universität Kiel Bd. 37 (Festschrift Oskar Schmieder). 185-217.
- HELLER, Hartmut (1988): Großraum Nürnberg - Siedlungsentwicklung 16.-20. Jahrhundert. - In: Diercke-Weltatlas. Braunschweig. 65.
- HELLER, Hartmut (1992): Seidenraupen auf fränkischen Maulbeerbäumen. Agrarpolitische Experimente im 18./19. Jahrhundert. - In: Zs. Frankenland 44. Jg. 74-87.
- HELLER, Hartmut (in Druck): Die Frühneuzeit (1648-1806). - In: K. Fehn (Hg.), Handbuch der Siedlungsgeschichte Mitteleuropas. - München (Manuskript eingereicht).
- HIENNING, Friedrich-Wilhelm (1976): Das vorindustrielle Deutschland 800 bis 1800. - UTB 398. Paderborn.
- HIEROLD, Alfred (1965): Der zielgebundene Anbau im Randgebiet des Fränkischen Gäulandes. - Würzburger Geographische Arbeiten 15.
- HIERETH, Sebastian/DIEPOLDER, Gertrud (1969): Städte und Märkte. - In: M. Spindler (Hg.), Bayerischer Geschichtsatlas. 22-23 u. 81-83.
- HINRICHSSEN, H. C. (1961): Beiträge zur Auswanderung von Föhr und Amrum nach Amerika. - In: Jahrbuch des Nordfriesischen Instituts. Bd. 7. Niebüll. 225-243.
- HÜBINGER, Paul E. (Hg.) (1968): Kulturbruch oder Kulturkontinuität im Übergang von der Antike zum Mittelalter. - Wege d. Forschung 201. Darmstadt.
- HÜMMER, Philipp/ MEYER, Thomas (1998): Wächst unsere Kulturlandschaft zu? Erstauswertungen am Beispiel des Regierungsbezirks Oberfranken. - In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft Bd. 45. 151-164.
- KAPFHAMMER, Günter (1971): Schweiz-Bezeichnungen. - In: Blätter für oberdeutsche Namenforschung 12. Jg. 13-21.
- KOLLER, Heinrich (1979): Das Kontinuitätsproblem im Salzburger Raum. - In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd. 53. 307-342.
- LEISTNER, Walter (1969): Das Buch von Föhr. - 4. Aufl. Wyk.
- LORENZEN, N.F. (1924): Die Landwirtschaft auf Osterland-Föhr vor und nach der Landaufteilung. - In: Jahrbuch des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe. Bd. 11. Husum. 1-70.
- MEYER, Günter (1986): Das Brombachspeichersystem. Ein Projekt für wasserwirtschaftliche und freizeitbezogene Zwecke. - In: H. Hopfinger (Hg.), Franken. Planung für eine bessere Zukunft? Ein Führer zu Projekten der Raumplanung. - Nürnberg. 39-62.
- MÜLLER-WILLE, Michael (1980): Kontinuitätsprobleme in der genetischen Siedlungsforschung. Bericht über die 5. Arbeitstagung des Arbeitskreises für Genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa vom 24. bis 26. Mai 1979 in Salzburg. - In: ZAM. Zeitschrift f. Archäologie des Mittelalters 8. Jg. 153-168.
- NEBERT, Christiane (1990): Muhr am See - vom traditionellen Dorf zum Fremdenverkehrsort. - Zulassungsarbeit Lehramt Grundschule. EWF Nürnberg (Landes- und Volkskunde). Masch.
- NITZ, Hans-Jürgen (1995): Brüche in der Kulturlandschaftsentwicklung. - In: Zs. Siedlungsforschung Bd.13. 9-30.
- OBERSTE BAUBEHÖRDE im Bayerischen Staatsministerium des Innern (Hg.) (1970): Überleitung von Altmühl- und Donauwasser in das Regnitz-Maingebiet. - In: Wasserwirtschaft in Bayern III. München.

- OTREMBÄ, Erich (1950): Nürnberg. Die alte Reichsstadt in Franken auf dem Wege zur Industriestadt. - Forschungen z. deutschen Landeskunde Bd. 48.
- OTREMBÄ, Erich (1960): Allgemeine Agrar- und Industriegeographie. - 2. Aufl. Stuttgart.
- PFEIFFER, Gerhard (Hg.) (1971): Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt. - München.
- POPP, Herbert (1977): Die Kleinstadt. - Zs. Der Erdkundeunterricht II.25.
- RÖSCH, Helmuth (1976): Der Bau des Brombachspeichers und die Auswirkungen auf die Anliegergemeinden. - Zulassungsarbeit Lehramt Volksschule. EWF Nürnberg (Landes- und Volkskunde). Masch.
- RUSAM, Hermann (1974): Untersuchung der alten Dorfkerne im städtisch überbauten Bereich Nürnbergs. - Nürnberger Werkstücke 27.
- SCIEMMEL, Bernhard (1979): Die Entdeckung der Fränkischen Schweiz. - Ausstellungskatalog Staatsbibliothek Bamberg.
- SCIHMITT, Roswitha (1998): Wird die Fränkische Schweiz zum Fränkischen Wald? - In: Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft Bd. 45. 165-176.
- SCIHNEIDER, Manfred (1998): Das Neue Fränkische Seenland. Die Umgestaltung eines peripheren ländlichen Raumes zu einer Ferienlandschaft. - Erlanger Geographische Arbeiten, Sonderband 26.
- SCIHWEMMER, Wilhelm/ LENGENFELDER, Konrad (Hg.) (1972): Nürnberger Landschaft in 70 Kupferstichen von Christoph Melchior und Matthias Roth um 1759. - Altnürnberger Landschaft. Schriftenreihe. Bd. 21.
- SCIHWIND, Fred (1976): Beharrung und Wandel in Siedlungsräumen. - Bericht über die 2. Arbeitstagung des Arbeitskreises für Genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa vom 19. bis 21. Juni 1975 in Münster. - In: ZAM. Zeitschrift f. Archäologie des Mittelalters 4. Jg. 83-100.
- SEIBT, Ferdinand (Hg.) (1978): Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. - München
- SONDEREGGER, Stefan (1979): Das Kontinuitätsproblem in der Namengebung des schweizerischen Sprachraumes. Grundsätzliches und methodische Überlegungen. - In: Berichte zur deutschen Landeskunde Bd. 53. 371-388.
- STAPF, Gerhard (1999): Sechs neue Seen. Das Wasserüberleitungsprojekt Fränkisches Seenland. - In: Nürnberg heute II.66. 42-49.
- STOOB, Heinz (1956): Kartographische Möglichkeiten zur Darstellung der Stadtentstehung in Mitteleuropa besonders zwischen 1450 und 1800. - In: Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung Bd. 6. 21-76.
- VOIT, Gustav/ KAULICH, Brigitte/ RÜFER, Walter (1992): Vom Land im Gebürg zur Fränkischen Schweiz. - Schriften des Fränkische-Schweiz-Vereins Bd. 8.
- WEISEL, Hans (1971): Die Bewaldung der Fränkischen Schweiz. Ihre Veränderungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. - Erlanger Geographische Arbeiten 28.
- WIEGELMANN, Günter (1991): Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie. Diskussionen um Regeln und Modelle. - Grundlagen der Europäischen Ethnologie Bd. 1. Münster/Hamburg.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2001

Band/Volume: [2001](#)

Autor(en)/Author(s): Heller Hartmut

Artikel/Article: [Kulturlandschaftswandel. Gleitende Entwicklung oder Innovationsschub, Akzeptanz oder Widerstand der Zeitgenossen 99-121](#)